

Wie man andere ganz alt aussehen lässt

Die Formel von der „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“ wird in der Geschichtsschreibung gern verwendet. Doch wie soll man sich das vorstellen: Zeitgenossen, die noch in der Steinzeit leben?

Es gibt einen merkwürdigen Gebrauch des Wortes „Geschichte“, wie man ihn beispielsweise in Filmen mit Sylvester Stallone findet. In „Cobra“ von 1986 etwa antwortet er als Polizist Marion „Cobra“ Cobretti einem Verbrecher, der ihn angifft: „We are the future“, ganz gefasst „No!“ und zieht seine Waffe. „You're history.“

Dass jemand, der in der Gegenwart glaubt, Zukunft zu sein, schon Geschichte ist, wird hier gewaltsam bewiesen. Das Paradox kehrt aber auch unter Einsatz friedlicherer, wissenschaftlicher Mittel wieder. Zwar geschieht alles, was geschieht, gleichzeitig – in der Vergangenheit und in der Zukunft kann nichts geschehen. Aber nicht alles, was geschehen ist, geschah gleichzeitig – es gibt Vergangenheit und Zukunft. Der tatsächliche oder vermeintliche Widerspruch zwischen beiden Aussagen ist ein philosophisches Problem. Für Historiker ein geschichtsphilosophisches.

Zu seiner Lösung verwenden manche von ihnen die Formel von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, die auch in den allgemeinen Sprachgebrauch eingedrungen ist. Ihr hat der in Düsseldorf lehrende Frühneuzeithistoriker Achim Landwehr seine dortige Antrittsvorlesung gewidmet, die jetzt schriftlich vorliegt („Von der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“, in: Historische Zeitschrift, Band 295, Heft 1, 2012)

Zum ersten Mal verwendete jene Formel vermutlich der Kunsthistoriker Wilhelm Pinder, allerdings umgekehrt, als er 1926 nach einer Erklärung für die zeitliche Überlagerung von Kunststilen suchte. Die „Ungleichzeitigkeit des Gleichzeitigen“, die er dabei feststellte, führte er auf die unterschiedliche Generationszugehörigkeit gleichzeitig arbeitender Künstler zurück. Manche von ihnen sind, so die These, gewissermaßen ihr Leben lang mit Problemen einer anderen Jugenderação – beispielsweise des Aufkommens der Perspektive – beschäftigt als ihre späteren Zeitgenossen.

1935 nutzte der Philosoph Ernst Bloch, dessen kunsthistorische Bildung die Kenntnis von Pinder wahrscheinlich macht, in seinem Buch „Erbchaft dieser Zeit“ die Vorstellung, ältere Zeiten wirken in der Gegenwart unterschiedlich nach, um die heterogene Anhängerschaft Hitlers zu erklären. „Auf dem Land gibt es Gesichter, die bei all ihrer Jugend so alt sind, dass sich die ältesten Leute in der Stadt nicht mehr an sie erinnern.“ Die Jugend sehne sich nach Vaterfiguren, die sie im Ersten Weltkrieg verloren hatte, die Mittelschicht träume sich in die Zeit vor diesem Krieg zurück.

Schon bei Bloch tritt ein Merkmal aller Behauptungen von gegenwärtiger Ungleichzeitigkeit deutlich hervor. Ein selbstgewisser, hier: marxistischer Begriff von Zeitgemäßheit, der es erlauben soll, Entwicklungsdefizite und Rückstände, hier: falsches Bewusstsein aufgrund eines „ungleichzeitigen Überbaus“, festzustellen. Die ökonomischen Interessen, so der Marxist, hätten all diese Bevölkerungsgruppen dem Faschismus gegenüber immun

Prof. Dr. Adorno (gefährlich) an Dr. Benn (auf Seitensprung)

Engagiert, rein, ausgelaut

Gibt es ein ästhetisches Leben im pragmatischen? Mit Blick auf Gottfried Benn muss die Antwort lauten: „Ja!“ Als Autor verfasste er moderne Gedichte, als Theoretiker forderte er, Lyrik müsse auf eine formorientierte „Transzendenz der schöpferischen Lust“ hinauslaufen, und als Arzt bewältigte er einen Berufsalltag. Außerdem stellte Benn seine intellektuellen wie ästhetischen Fähigkeiten auch massentauglich im Radio unter Beweis. Ob er dort Gedichte vorlas oder für den Rundfunk Essays schrieb – Benn war ein routinierter Medienprofi. In seinem Gedicht „Radio“ heißt es: „eigentlich ist alles im männlichen Sitzen produziert, / was das Abendland sein Höheres nennt – / ich aber bin, wie gesagt, für Seitensprünge!“

Einer dieser Seitensprünge weg vom geschriebenen Wort wäre wohl spektakulär geworden, kam jedoch nie zustande: 1955 konzipierten Alfred Andersch, der die Redaktion Essay beim Süddeutschen Rundfunk leitete, und sein Assistent Hans Magnus Enzensberger ein Hörfunkgespräch mit Gottfried Benn und Theodor W. Adorno. Die Anregung dazu kam von Adorno selbst. Jan Bürger beleuchtet nun die Hintergründe dieser Angelegenheit („Kluger Mann, witziger Mann“). Drei Briefe von Gottfried Benn und Theodor W. Adorno, in: Zeitschrift für Ideengeschichte, Heft VI/3, Herbst 2012). Dass Benn und Adorno überhaupt in Kontakt kamen, war der Hessischen Landesregierung zu verdan-

machen müssen, da sie aber kulturell und „mental“ in einer älteren Zeit lebten, fielen sie ihm zu.

Älter noch als diese beiden Verwendungen der Formel war ihr unausgesprochener Einsatz auf dem Gebiet der Ethnographie. Hier galten seit jeher die „Wilden“ der eigenen Gegenwart als Repräsentanten älterer Gesellschaftsformationen. Der Ureinwohner wurde als geschichtslos und stehengeblieben aufgefasst, damit aber auch als Dokument der Vorgeschichte jener, die ihn beschrieben. Spätestens seit dem siebzehnten Jahrhundert, so hielt Reinhart Koselleck in seiner Semantik historischer Zeitbegriffe fest (Vergangene Zukunft, 1979), führte die Selbstbeschreibung der europäischen Gesellschaft als fortschrittlich dazu, verschiedenen Regionen und Bevölkerungsgruppen unterschiedliche Geschwindigkeiten zuzuschreiben.

Landwehr gefällt an all dem der Überlegenheitsgestus nicht, der zu Befunden wie dem führt, „dass wir noch Zeitgenossen haben, die in der Steinzeit leben“ (Koselleck). Analoge Begriffe wie „Entwicklungsland“ erscheinen ihm schon deshalb fragwürdig, weil sie Probleme, die in der Gegenwart liegen, zugleich der Vergangenheit zuordnen, in der die Zurückgebliebenen noch sind, wie auch der Zukunft, in der sie mit Hilfe der Demokratie, Technikimporten und der Welthandelsorganisation womöglich aufgeschlossen haben werden. Doch inwiefern, fragt Landwehr, befinden sich Bauern, Indianer oder Bewohner der Peripherien nicht im „Hier und Jetzt“ ihrer Epoche? Wäre es nicht vielmehr umgekehrt die historische Aufgabe, den jeweiligen Epochenbegriff so zu fassen, dass er die Gleichzeitigkeit des Unterschiedlichen in sich aufzunehmen vermag?

Man kann an dieser Stelle an einen der schönsten historischen Aufsätze der jüngsten Zeit erinnern, Arnold Eschs Studie über die Nutzung antiker Bauelemente und Skulpturen in Bauwerken des Mittelalters („Wiederverwendung von Antike im Mittelalter. Die Sicht des Archäologen und die Sicht des Historikers“, Hans-Lietzmann-Vorlesungen, Heft 7, Berlin 2005). Esch unterscheidet nämlich das bloße Überbleibsel – ein alter Stein auf einem Feld – vom Umgenutzten – eine Spolie in einem Brückenbogen –, denn die Wiederverwendung mache das jeweilige Stück von einem antiquarischen zu einem historischen Objekt.

Entsprechend hat das Alte auch in der Gesellschaft ein *Nachleben* und hat nicht nur funktionslos und kontextfrei überlebt. Und nur, weil das Neue nicht sofort oder mitunter gar nicht in jede Weltgegend diffundiert, gibt es noch lange keinen Grund, von Rückständigkeit zu sprechen. Manche Regionen haben keine Krankenhäuser oder politische Opposition oder hohen Alphabetisierungsgraden nicht obwohl, sondern weil sie Teil der gleichzeitigen Weltgesellschaft sind.

Achim Landwehr schlägt darum vor, statt von Ungleichzeitigkeit von einer „Gleichzeitigkeit der Zeiten“ zu sprechen, um die Koexistenz des Fortschritts mit den Antiquariaten und der Säkularisierung mit den Fundamentalismen zu beschreiben. Ob es aber überhaupt nötig ist, sachliche Konflikte und soziale Heterogenitäten in die Zeitdimension zu übersetzen, mag gefragt werden. Landwehr selbst hat mit „Don Quijote“ ein gutes Beispiel dafür zitiert, wie man die vermeintlichen Ungleichzeitigkeiten stattdessen intellektuell verarbeitet kann. Der Leser alter (und neuer!) Rittergeschichten fällt scheinbar aus der Zeit, indem er sie für bare Münze nimmt, wird dadurch zum Gegenstand eines vielgelesenen Romans, dessen Lesern er im zweiten Teil begegnet. Er war in Wahrheit *in* die Zeit gefallen, und seine Geschichte alles andere als „history“.

JÜRGEN KAUBE



Vernetzt mit dem Engel: Fra Angelicos Bild von den Frauen am Grabe entstand zwischen 1437 und 1445.

Foto Akg-Images/Electa

Vernetzte Betrachtung

Bekommt die Kunstwissenschaft einen neuen theoretischen Überbau?

Ohne Netzwerke, menschliche und technische, scheint Wissenschaft kaum noch vorstellbar, und auch innerhalb der Fachdisziplinen macht der Netzbezug von sich reden. Der vor allem von dem französischen Soziologen und Wissenschaftsforscher Bruno Latour begründeten Akteur-Netzwerk-Theorie wird bescheinigt, mannigfache Anwendungsmöglichkeiten in den Geisteswissenschaften zu eröffnen. Anders als viele schon gekommene und vielfach wieder gegangene Theoriemodern erlaube es diese Betrachtungsweise, nicht nur die eigenen Grundannahmen durch beliebige Forschungsgegenstände zu bestätigen, sondern tatsächlich zum besseren Verständnis beizutragen. Es gehe ihr um möglichst voraussetzungslose Beschreibungen; sie verstehe sich als empirisch, sei also am Einzelfall orientiert.

Als Alternative zum Dualismus von Sozialem beziehungsweise Kultur einerseits und Technik oder Natur andererseits will die Theorie ebenso das traditionelle Modell von allein handelnden Subjekten hinter sich lassen wie die Auffassung, dass Realität nur eine soziale Konstruktion sei. Zum Vernetzungszusammenhang, der als vermittelnde Tätigkeit oder als eine Form von Übersetzung begriffen wird, tragen demnach Menschen ebenso bei wie Technik oder Dinge überhaupt. Sie alle gelten als Akteure. In Deutschland werde die Theorie besonders in den Medienwissenschaften diskutiert, schreiben die Siegener Medienwissenschaftler Thomas Hensel und Jens Schröter. Als Herausgeber einiger Fachbeiträge, die das aktuelle Schwerpunktthema der „Zeitschrift für Ästhetik und Allgemeine Kunstwissenschaft“ bilden (Bd. 57, Heft 1, Felix Meiner Verlag, Hamburg 2012), interessiert sie aber vor allem die „Akteur-Netzwerk-Theorie als Herausforderung der Kunstwissenschaft“, wie sie ihren einleitenden Beitrag betiteln.

Was also trägt die Theorie zum Verständnis von Kunst und Kunstwissenschaft bei? Sie legt es nahe, den Künstler im Wechselspiel mit beispielsweise Pinsel, Leinwand, Farbe, Licht, Atelier und Kunstmarkt zu betrachten, wobei das entsprechende Netzwerk als sich ständig verändernder Prozess verstanden wird. Die Autoren räumen ein, eine solche Sichtweise sei der Kunstwissenschaft durchaus vertraut. Laut Hensel und Schröter sollte sich die Kunstwissenschaft durch die Akteur-Netzwerk-Theorie darin bestärken lassen, die Kluft zwischen materialästhetischen und sozialhistorischen Bezugnahmen zu überbrücken. Wenn sie möglichst viele Akteure berücksichtige, laufe sie freilich Gefahr, wie die Theorie

hinter ihrem antireduktionistischen Ansatz zurückzubleiben. Zudem betonen die Autoren die Nähe der Theorie zur Kunstwissenschaft, die jene schon mehrfach inspiriert habe.

Kein Zufall wohl auch, wenn Theoriemeister Latour sich an der Seite von Peter Weibel als Ausstellungskurator am Karlsruher ZKM betätigt hat. Das Themenheft enthält von Latour einen erstmals 1998 veröffentlichten, nun ins Deutsche übersetzten Beitrag, der aber nicht eigentlich als expliziter Anwendungsfall oder Illustration seiner Theorie gelten kann („Wie wird man ikonophil in Kunst, Wissenschaft und Religion?“). Seine Affinität zu Kunst und Kunstwissenschaft belegt Latour schon dadurch, dass er an den Anfang Beschreibungen von zwei Bildern stellt. In deren Zentrum stehen jeweils Zeigegesten. Auf einer Fotografie beugen sich Geologen über eine Landkarte, auf der eine Forscherin den anderen verdeutlicht, wo sich ihr Untersuchungsgegenstand befindet. Das zweite Bildbeispiel ist Fra Angelicos Fresko „Die Frauen am Grabe“: Über ihnen schwebt der Auferstandene, den sie nicht sehen, links steht ein Engel, der nach oben auf den Erlöser deutet.

Ein Vermittlungszusammenhang ist in beiden Bildern thematisiert. Die Fotografie illustriert die „sichtbare Welt der Wissenschaft“, das Fresko zeigt hingegen, dass es in der Kunst um viel mehr zu gehen vermag, nämlich um eine Realpräsenz, die weit davon entfernt ist, nur etwas zu illustrieren, etwa eine Bibelstelle, oder überhaupt Informationen zu übertragen. Sie sei „der Erschaffung von Personen verpflichtet“, vergleichbar dem Geständnis der Liebe in

einer Beziehung. Vielsagend ist im Fresko vor allem die Figur des Engels, die laut Latour in religiösen Lebensformen keine Informationen übermittelt, sondern „ohne Unterlass die Aufmerksamkeit auf die Gegenwart umleitet, die durch das Vergehen der Zeit selbst immer verloren geht“. Ob es Latour in seiner subtilen Meditation mehr um Religion oder um Kunst als solche geht, wenn er sich auf eine im besten Wortsinn religiöse Kunst bezieht, bleibt offen. In jedem Fall sei das Sichtbare „nur die Momentaufnahme eines Transformationsprozesses, der extrem schwierig zu fassen bleibt“.

Weitere Beiträge behandeln künstlerische Installationen – wobei das Museum als Laboratorium mit menschlichen und dinglichen Akteuren erscheint – oder entwerfen eine „Materialtheorie für (Öl-)Bilder“, die Elemente der Akteur-Netzwerk-Theorie mit anderen Ansätzen kombiniert. Der spezifische Beitrag der Theorie zum Verständnis der Kunst bleibt so naturgemäß vage. Der Mainzer Kunsthistoriker Christian Berger stellt am Beispiel von Edgar Degas fest, sowohl Künstler als auch Werke seien als Akteure anzusehen; zudem unterstreiche „eine an der Akteur-Netzwerk-Theorie orientierte Herangehensweise die Bedeutung technischer Fragen für die Entstehung von Kunstwerken“. Beide Aspekte sollten aber auch ohne die Theorie einsichtig sein. Gegen diese spricht das nicht unbedingt, aber vielleicht doch gegen ihre Universalisierbarkeit, will man sie nicht mit Vagheit gleichgesetzt sehen. Dass Letztere in Kombination mit gedanklicher Komplexität keine Widersprüche erzeugen muss, versteht sich ohnehin.

THOMAS GROSS

Unbekannte Quellen

Projekt für Nachlässe aus Israel

Die Literatur- und Ideengeschichte des zwanzigsten Jahrhunderts sowie die Kanon- und Exilforschung können sich in naher Zukunft auf neue Quellenbefunde aus Israel freuen. Das Deutsche Literaturarchiv Marbach (DLA) meldet, dass sich eine neue, gerichtete Koordinationsstelle seit Anfang September deutsch-jüdischen Nachlässen in Israel widmet. Mit Hilfe dieses Projekts soll ein Überblick über noch unerschlossene Bestände von jüdischen Schriftstellern, Wissenschaftlern und Intellektuellen aus Mitteleuropa gewonnen werden, die während der NS-Zeit nach Israel gerettet werden konnten.

Die Forschungsstelle geht auf eine Initiative des DLA, des Rosenzweig Milner Research Center in Jerusalem

und der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn zurück. Experten schätzen die Zahl dieser bislang unbekannt Quellenbestände auf etwa fünfzig, die sich zum Teil in privater Hand oder Antiquariaten befinden. Um sie der internationalen Forschung zugänglich zu machen, hat man sich die sorgfältige Sondierung, den Austausch mit Erben, Sammlern und Wissenschaftlern sowie die Koordination und Vermittlung zwischen einzelnen Archiven, Forschungsstellen, Verbänden und Museen zur Aufgabe gemacht.

Das Deutsche Literaturarchiv Marbach übernimmt die Trägerschaft und Beratung der Koordinationsstelle, deren Einrichtung in einer Pilotphase vom Auswärtigen Amt finanziell unterstützt wird. Erste Ergebnisse erhofft man sich bis Juni 2013, die auf einem internationalen Symposium in Marbach vorgestellt werden sollen. mebe

Die verspätete Nation

Zivilisiert

Hermann Lübbe ist ein Phänomen. Wie lässig und beweglich er spricht, übrigens frei – er wisse ja, was in seinem Manuskript stehe – und gelockert, dabei völlig präsent, ohne sich zu verhaspeln und ganz ohne die Unart mancher jüngerer Professoren, die mitten im Vortrag ankündigen, den „eigentlich“ hier vorgesehenen Teil jetzt doch übergehen und gleich zur siebzehnten ihrer bahnbrechenden Thesen kommen zu wollen... da möchte man fast ein wenig Neid empfinden gegenüber einem politischen Philosophen, der im Dezember 86 Jahre alt wird.

Er sprach über Helmut Plessners „Die verspätete Nation“, das Buch von 1959, das zuerst 1935 unter dem Titel „Das Schicksal des deutschen Geistes im Ausgang seiner bürgerlichen Epoche“ in Zürich veröffentlicht worden war und auf eine Vorlesungsreihe im niederländischen Groningen zurückging; 1933 hatte Plessner emigrieren müssen. Lübbe pries die „Anmutungsqualität“ des Titels von 1959, der er nur das Mitscherlich-Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“ zur Seite stellen wollte. Misslich sei nur, dass schon der Titel zur Zustimmung oder zum Widerspruch auffordere, man könne in solchen Fällen über ein Buch reden, ohne es eigentlich gelesen zu haben.

Und nun machte er auf Kernelemente von Plessners Deutschland-Deutung aufmerksam, die sich auch heute einer schnellen Lektüre gegenüber als widerspenstig erweisen. Da ist vor allem das seinerzeitige entschiedene Plädoyer Plessners für eine „großdeutsche“ Konzeption, die indes, wenn die Demokratie ihre eigene Tradition ernst nehme, die der Paulskirche nämlich, geradezu zwingend sei. Und noch einmal wiederholte er Plessners Argument, die Idee eines „Reiches“ sei der vernünftigen Nationalstaatsbildung hinderlich gewesen.

Lübbes Abendvortrag eröffnete die Tagung der Helmut-Plessner-Gesellschaft, die unter dem Titel „Deutschland – Europa – Welt. Helmut Plessners ‚Verspätete Nation‘ in der Diskussion“ kürzlich in Wiesbaden stattfand, dem Geburtsort des Philosophen und Anthropologen, dessen 120. Geburtstag am 4. September gleich mitgefeiert wurde. Die Diskussionen waren intensiver als sonst bei solchen Veranstaltungen üblich, ohne übrigens hitzig oder eifrig zu werden, wozu sehr viel das bohrende, insistierende Nachfragen von Tilman Allert beitrug, der sich mit vagen Begriffen nie zufriedengeben wollte.

Was aber Allerts Hauptthese angeht – Plessner habe die Auseinandersetzung mit Sigmund Freud verstanden, die doch eigentlich nahegelegen hätte –, so liegt ihr eine Selbsttäuschung zugrunde, denn was Allert „Psychoanalyse“ nennt, ist ein sehr komplex neu- und uminterpretiertes theoretisches Konstrukt, das mehr mit der Phänomenologie Merleau-Pontys zu tun hat als mit der Lehre Freuds, wie sie von den Zeitgenossen verstanden werden musste. Allert, der eine biographisch aufschlüsselnde Soziologie vertritt, glaubt, und das ist plausibler, an eine prägende Wirkung der durch einen Geburtsfehler verursachten Schulterdystokie Plessners auf dessen anthropologische Formel von der „exzentrischen Positionalität“ des Menschen.

Die Köpfe, die sich heute an Plessners Fragen orientieren, mag man als den gewöhnlich rechten Flügel jener Intellektuellen betrachten, die überhaupt mit den Leistungen der Emigranten noch etwas verbinden. Sie stehen dem linken Flügel gegenüber, der an das Institut für Sozialforschung anknüpft. Wobei zwischen Plessner und Adorno in den fünfziger Jahren durchaus freundliche bis freundschaftliche Beziehungen bestanden.

Dies vorausgesetzt, wird man es nicht für überraschend halten, dass der Vortrag des Briten Austin Harrington mit freudigem Staunen aufgenommen wurde. Was er sagte, stand nämlich allem entgegen, was man in den vergangenen Jahren vom Atlantik her über den deutschen Sonderweg vernommen hatte. Harrington plädierte entschieden für die deutschen Denker der Zwischenkriegszeit; diese hätten die blinden Flecken des „Westens“ erkannt, die gegenwärtig etwa von den *Postcolonial Studies* wieder ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt würden. Und über „multiple modernities“, deren Begriff heute in hohem Ansehen steht, habe sich schon Alfred Weber Gedanken gemacht. Kurz, der Sonderweg sei geradezu eine „Dissidenz des Ostens im Westen“ gewesen. Joachim Fischer, Präsident der Plessner-Gesellschaft, ergänzte dazu, der Protest gegen „Versailles“, gegen die Ansicht, Deutschland sei nicht nur militärisch, sondern auch geistig besiegt worden, habe alle politischen Lager vereint.

Es blieb Helmut Lethen, dem Direktor des Wiener Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften, vorbehalten, die Bruchstellen von Plessners Theorieentwicklung herauszustellen. Vom bloß „guten Menschen von Wiesbaden“ will er nichts wissen, das hatte er schon in seinem Buch „Verhaltenslehren der Kälte“ (1994) erkennen lassen. Die „humanistische Wende“ habe erst im Exil eingesetzt. Wenn der frühe Plessner des Entwurfs „Grenzen der Gemeinschaft“ der Seele an sich die Entfremdung als Zivilisationschicksal zugewiesen habe, so spalte sich diese Seele in der „Verspäteten Nation“ in eine Völkerpsychologie auf, bei der die Franzosen am besten abschneiden. Lethen sprach von einem Wunschbild im Nirgendwo; der Staat, der Plessner vorgeschwebt habe, sei ein „Spiegelkabinett der französischen Moralisten“.

LORENZ JÄGER